Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 4

Artikel: Goethe und das Schicksal des Menschen
Autor: Staiger, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758777

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GOETHE UND DAS SCHICKSAL DES MENSCHEN

Rede zur akademischen Feier von Goethes 200. Geburtstag

VON EMIL STAIGER

Im Jahre 1932, zur Feier von Goethes hundertstem Todestag, haben sich die Gutgesinnten Deutschlands, Europas, der Welt vereinigt, um an das Leben und das Werk des Mannes zu erinnern, dessen Geist am meisten befähigt schien, die längst geahnten Gefahren zu bannen und einen schützenden Kreis um den Herd des Menschlich-Reinen zu ziehen. Es ist verständlich, wenn heute diese Hoffnung als Wahn verurteilt wird. Zwischen dem hundertsten Todestag und dem zweihundertsten Geburtstag Goethes sind Schrecken und Leiden über die europäische Erde hereingebrochen, entfesselt und in vollem Maße wieder empfangen von dem Volk, als dessen größter Dichter er gilt. Nun bietet sein Vaterland einen Anblick, von dem er sich abgewandt hätte — nicht nur aus Schmerz über den Verlust an Gütern des täglichen und des höheren Lebens, sondern weil er wußte, daß alles Verweilen bei Bildern der rohen Gewalt und Zerstörung die Seele des Menschen vergiftet. In welchem Ton aber sollen wir da seinen Namen aussprechen? Es wäre naiv zu glauben, daß der Gang der Geschichte durch die Besinnung auf einen Großen der Vorzeit spürbar beeinflußt werden könne. Dennoch ist solche Besinnung nötig, damit die geduldige Bildung ihren Fortgang nehme und die Schätze der Ueberlieferung an Menschen weitergegeben werden, die einmal unter günstigeren Zeichen das Leben neu gestalten dürfen.

Ist es aber Goethe, dem unser Geschlecht das größte Vertrauen schenkt? Wenn wir uns keiner Täuschung hingeben wollen, so müssen wir sagen: Nein! Andere Dichter, wie Hölderlin, Stifter, Rilke, werden mit ungleich größerer Liebe und Aufmerksamkeit erforscht. Und selbst bei vielen, die Goethe als höchste Autorität zu ehren gewohnt sind, läßt der Verdacht sich nicht abweisen, daß sie ihn anders haben möchten, titanischer, realistischer, tragischer, religiöser, mythischer, nur so nicht, wie er in Wirklichkeit war. Was immer jedoch in deutscher Sprache seit über hundert Jahren geschehen ist, man mag es

zugeben oder nicht, bleibt stets von seinem Geist umschlossen; und seine Gelassenheit, sein Maß läßt alles weit hinter sich zurück, was der begehrliche Leser hineinlegt oder wünschen zu dürfen glaubt. Am Bilde des Menschen und seines Schicksals, wie es sich klärte vor seinem Blick, dürfte in einer uns alle unmittelbar berührenden Frage offenbar werden, daß immer noch er es ist, der die Würde des Lebens am sichersten gegen jegliche Anfechtung beschützt.

Mit der Lyrik vom Anfang der siebziger Jahre, mit «Götz von Berlichingen», mit «Werther» hebt der Geist der Goethezeit, eine neue Geschichte des Menschen, an. Was Hamann verworren begonnen, Herder unruhig zu umschreiben versucht hat, in Goethe tritt es rein und in seiner Einfachheit überzeugend ans Licht. Es ist nicht leicht, die schöpferische Tat mit knappen Worten zu umreißen. In den ersten Straßburger Liedern bleibt dem Dichter selber die Bedeutung seiner Worte verborgen. Dann sieht er sich um und erkennt, daß er im Begriff ist, einen Menschen und eine Natur zu entdecken, von denen sein Jahrhundert nichts zu wissen scheint. Und wie so mancher große Entdecker glaubt auch er, in dem Neuen nur das Aelteste wiedergefunden zu haben: Die Zeit ist entartet, verdorben in ihren Säften, auseinandergerissen und gebrochen in ihrer Kraft, bar jedes elementaren Gefühls, in äußerlichen Gesetzen erstarrt. Der Grimm entlädt sich im «Götz», der die starken Gestalten der Vorzeit heraufbeschwört; die Trauer spricht sich aus im «Werther», der auf die patriarchalische Welt der homerischen Epen verweist; das andere Maß ist aufgestellt im «Prometheus», der noch tiefer hinab bis zu den Tagen der Schöpfung vordringt, wo Urlicht über der Szene glänzt und der Mensch wieder sichtbar werden soll, wie er herrlich, verwegen, zart und stolz aus den Händen des göttlichen Künstlers hervorging. Um den frühesten Menschen bemüht sich damals auch Herder in seiner Erklärung der «Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts»; Maler Müller in seiner großen, viel zu wenig bekannten Idylle «Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte» möchte das ungeheure Erstaunen des Aeltervaters beim Anblick der eben vollendeten Schöpfung zurückgewinnen für seine Zeit, die alles kennt und alles weiß und keine Erschütterung mehr erfährt. Wo wir nur hinsehen, ringt die beste Jugend jener Frühlingsjahre des deutschen Geistes um die verlorene Gnade des Ursprungs. Zwar nicht dem Rang, aber doch dem Sinn nach läßt ihr Streben sich vergleichen mit der Idee der italienischen Renaissance, die von Pico della Mirandolas Adam-Laudatio bis zu Michelangelos Deckengemälde im Wort, im Marmor, in Farben und Linien den sündelosen, vollkommenen Menschen neu erstehen lassen will. Es findet wohl den gewaltigsten Ausdruck in Goethes Fragmenten vom «Ewigen Juden», wo Christus in späten Zeiten wieder auf

die Erde niedersteigt und beim Anblick des Hügels von Golgatha spricht:

«Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Vom nimmer trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir!
Und du, mit Herz und Liebes-Armen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir.
Ich komm, ich will mich dein erbarmen.
O Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar!
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest
Und dann, befreit, dich wieder neu umschlangst —
Das rief mich her aus meinem Sternen-Saale,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn.
Ich komme nun zu dir zum zweiten Male.
Ich säete dann, und ernten will ich nun.»

Als Erzeugnis der dichterischen Phantasie betrachtet eine gebildete Welt dergleichen mit ungeteiltem Entzücken. Anders ist es, wenn sie sich aufgefordert findet, nach den neuen Maßen ihr Leben zu ändern, wenn der Dichter den Anspruch auf eine Verwirklichung seiner Gesichte erhebt. Seine Kraft gerät in Widerspruch zu dem gültigen Recht. Das hohe Gefühl, das unbefangen der augenblicklichen Eingebung vertraut — für den Goetheschen Menschen das Höchste! — verletzt das Gesetz, mit dem sich die bürgerliche Gesellschaft gegen Willkür sichert. Ein Konflikt ist unvermeidlich, und der Untergang des kaum geahnten, kaum in gestammelter Rede verkündeten Geistes scheint gewiß. Schon im «Götz», im «Werther» und im «Urfaust» wird das Problem berührt, das später in der deutschen Dichtung und Philosophie als tragische Katastrophe so große Bedeutung gewinnt. Hier

Um 1768—1770

aber zweigt auch schon der Weg, den Goethe einschlägt, von den Wegen der meisten Dichter und Denker ab, die neben und nach ihm über das Rätsel des Tragischen nachgedacht haben.

Der Stifter eines neuen Lebens kann der Welt den Kampf ansagen und mit Gewalt der Idee einer reineren Menschheit zum Sieg verhelfen wollen. Das ist ein Ziel, das der junge Schiller mit seinen «Räubern» ins Auge faßt. Das Motto aus Hippokrates: «Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat; quae ferrum non sanat, ignis sanat» kündigt dem «tintenklecksenden Säkulum» unverhohlen den Terror an. Wie aber schon Karl Moor das höchste Gut mit Tränen und Blut besudelt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt, entstellen es auch die Dichter des jungen Deutschland mit ihrer Politik oder gar, zum Entsetzen der Gegenwart, die Führer der kommunistischen Phalanx, die über den schrecklichen Mitteln längst den Zweck aus den Augen verloren haben. Wer immer das Paradies *erkämpfen* will, wird nur ein zerstörtes betreten.

Wer auf den Kampf verzichtet, kann Treue wahren im prophetischen Wort, wie Hölderlin, der die ganymedische Liebesinnigkeit und heilige Festlichkeit, die gleichfalls schon der junge Goethe gefeiert hat, für künftige Zeiten verheißt und die Gegenwart ihrer traurigen Nacht überläßt. So bleibt die Botschaft rein und unvermindert in ihrem Glanz bestehen; und deshalb ist die Prophetie der schwankenden, so leicht zum Abfall neigenden Menschheit unentbehrlich. Ihr Sinn liegt aber nicht darin, daß die Voraussage wirklich eintrifft. Wer darf im Ernst darauf vertrauen, da selbst die Verheißung Christi vom nahen

Kommen des Reiches sich nicht erfüllt hat? Ein allzu deutscher Hang, das Leben, das uns umgibt, um ferner herrlicher Aussichten willen zu verschmähen und dem Augenblick den Dienst zu verweigern, den wir ihm schuldig sind, hat seine Rechtfertigung so oft in Worten Hölderlins gesucht, daß endlich auch die Gefahren, die seine Nachfolge bringt, erkannt werden müssen.

Durch alte Tradition geebnet ist auch der dritte Weg aus dem tragischen Irrsal, der Weg ins Innere, den Schiller mit seinen späteren Werken, Wilhelm von Humboldt, in anderer Weise viele Romantiker beschritten haben. Mit Gott, mit dem Schönen, dem Wahren und Guten wohnt der Geist in seinem Haus, unangefochten, ungestört, mag draußen geschehen, was da will. Man wird zugeben, daß dem Menschen oft nichts übrigbleibt als dies, und wird, bei allen Zweifeln, den Ruhm der deutschen Innerlichkeit verstehen. Der Bürger des letzten Jahrhunderts hat auch Goethe dafür in Anspruch genommen. Die Klassik schien als Reich der Kunst jenseits des Tages gemeint zu sein. So glaubte man sie getrost von seinem eigenen Alltag sondern zu dürfen. Zuletzt hat dies dazu geführt, daß viele, die Goethesche Verse lasen und mit dem «Faust» im Tornister ausrückten, ohne zu zögern Taten begingen, die sonst das Geschäft der Rohesten sind.

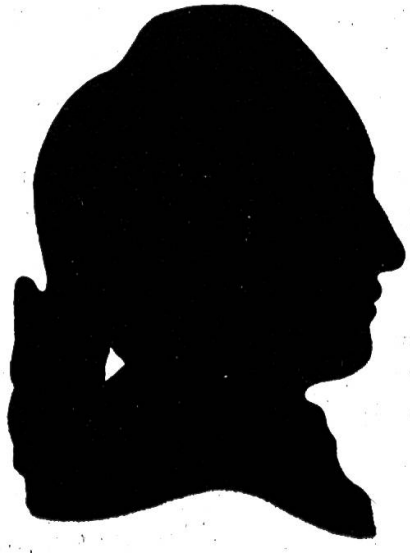
Doch Goethe ist kein Zeuge einer abgeschiedenen Innerlichkeit, so wenig wie der Prophetie oder gar der gewaltsamen Aktion. Der Ritter mit der eisernen Faust, der trotzig bis zum Untergang sein wackeres Ideal vertritt, steht einzig da in seinem Werk. Er hat kein zweites Mal den tödlich entschlossenen Kämpfer dargestellt und überhaupt die Politik allmählich aus seinem Schaffen verbannt. In Mahomet ist ihm kaum der Glanz des prophetischen *Daseins* aufgegangen, als er auch schon die Fragwürdigkeit des prophetischen *Wirkens* ins Auge faßt. Hätte er das Fragment vollendet, so wäre, wie er später erklärt, an seinem Helden das Schicksal sichtbar geworden, dem kein Prophet entrinnt, der weltlichen Erfolg begehrt: «Das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen.» Die lyrischen Stimmungen endlich nimmt Goethe harmlos als Gabe des Augenblicks hin. Er trauert nicht, wie Hölderlin, über die Flüchtigkeit des hohen Gefühls, verspinnt sich nicht in seine Träume wie Mörike und verliebt sich nicht in sein poetisches Vokabular wie viele Artisten der neueren Zeit.

Doch wenn wir nun verwundert fragen, was diesen Jüngling vor den Versuchungen seiner eigenen Größe bewahrte, so müssen wir mit dem älteren Goethe einfach erklären: ein kindlicher Leichtsinn. «Ich vergeudete meine Tage absichtslos», gesteht er in «Dichtung und Wahrheit». Er nahm sich selber noch nicht ganz ernst; er lebte noch nicht der Ueberzeugung, das Eine gefunden zu haben, das alles übrige

ausschließt oder entwertet. Er scheute jede Gefangenschaft, auch die Gefangenschaft in der eigenen Leistung, die, kaum vollbracht, den Genius vor der Oeffentlichkeit und sich selbst fixiert. Und er hatte die Freunde, die Menschen zu lieb, als daß er bereit gewesen wäre, die trauliche Gemeinschaft durch versunkenes Brüten oder schroffes Beharren auf seinen Ideen zu stören. So blieb er offen; sein Leichtsinn war liebenswürdigster Mangel an Eigensinn und eine herrliche innere Freiheit, die ihm erlaubte, nach der ersten Verkündigung des ursprünglichen Menschen einen Schritt zurückzutreten, die anderen anzuhören, sich einzuordnen und ohne Empfindsamkeit und ohne pathetischen Protest mit dem Lauf der Welt auseinanderzusetzen.

Dies geschieht in der ersten Weimarer Zeit. Goethe, damals schon weltberühmt, bezeugt sich als Dichter während eines Jahrzehnts einem weiteren Kreis nicht mehr und duldet schweigend den Verdacht, mit seiner Schöpferkraft sei es zu Ende. Zu Ende ist es aber nur mit der sorglosen Art, die köstlichsten Schätze des Herzens öffentlich auszubreiten. Wer bin ich? Und wer sind die andern? Wer hat das Recht, sich als einzelner gegen das allgemeine Walten zu stellen? Ist jenes innige paradiesische Leben, das eine neue Jugend erwartet, überhaupt menschenmöglich oder ein wirklichkeitsfremder Wahn? Auf solche Fragen sucht Goethe Antwort, indem er sich unter Verzicht auf seine eigenen Wünsche dem Staatsdienst widmet, bis zu völliger Selbstverleugnung den nüchternsten Forderungen genügt und alle Bedürfnisse einer modernen Gemeinschaft mit peinlicher Sorgfalt prüft. Ein dichterischer Versuch, das Menschlich-Allzumenschliche unerschrocken ins Auge zu fassen, ist der Roman «Wilhelm Meisters Lehrjahre», ein Werk, das an realistischer Strenge nicht überboten werden kann. Da finden wir jene grimmige Rede, die zwar zunächst nur das Theaterwesen betrifft, aber dann sogleich in dem weiteren Sinne ausgelegt wird, daß auch hier die Bretter die Welt bedeuten:

«Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erste, sondern auch der einzige sein, jeder möchte gerne alle übrigen ausschließen, und sieht nicht, daß er mit ihnen zusammen kaum etwas leistet; jeder dünkt sich wunderoriginal zu sein, und ist unfähig, sich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegeneinander! und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennutz macht, daß sie sich miteinander verbinden. Vom wechselseitigen Betragen ist gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und schändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch



Um 1770

auf die unbedingteste Achtung, jeder ist empfindlich gegen den mindesten Tadel. Das hat er selbst alles schon besser gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegenteil getan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr fürchteten als vor Vernunft und gutem Geschmack, und nichts so sehr zu erhalten suchten als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Willkür.»

Lesen wir die Geschichte des Jünglings, der gläubig auszieht und eine Enttäuschung nach der andern, jede ebenso unbarmherzig wie richtig und im Lauf der Welt begründet, erlebt, und blättern wir in den Tagebüchern und Briefen Goethes aus dieser Epoche, so scheint es auf den ersten Blick, als bleibe ihm nur die Erfahrung übrig, die Chamfort in dem Satz umschreibt: «Wer die Menschen mit vierzig Jahren nicht haßt, der hat sie nie geliebt.» Allzu weit sind Traum und Wahrheit, Glaube an eine leuchtende Zukunft und Gegenwart voneinander entfernt.

Hier aber quillt es nun erst aus tieferen Gründen von Goethes Seele empor. Es ist zunächst keine bessere Einsicht, kein reiferes Urteil, was ihn auf dieser Stufe vor Mutlosigkeit bewahrt, bewahrt vor jenem Pessimismus, der unter den Titeln «Menschenkenntnis» und «Weltläufigkeit» das Ansehen einer richtigen Schätzung des Lebens genießt. Es ist ein unwiderstehlicher Drang, dem Leben, wie es auch sei, zu vertrauen, ein jenseits aller Gedanken waches Einverständnis mit der Schöpfung, das denn doch wohl in deutscher Sprache, vieldeutig und einfach, «Liebe» heißt. Dieses Einverständnis verbietet es ihm, auf Träumen und Hoffnungen zu beharren, die unvereinbar sind mit den Gesetzen der Welt, wie sie nun einmal ist, die zwischen dem Genius

und dem alltäglichen Dasein eine Kluft aufreißen und die Grenzen der Menschheit mißachten.

Heißt das, Goethe habe sich feige den tragischen Folgerungen entzogen und, anders als Kleist, Hölderlin, Hebbel, die Stimme des Geistes überhört, sobald sie ihm unerbittlich in eisige Zonen vorzudringen befahl? Es ist sehr seltsam, wenn in unsern Tagen solche Kritik laut wird. Denn hat man uns nicht längst gelehrt, daß menschliches Wollen und Handeln sich nur der Autorität des Geistes beugt, wenn etwas damit zu gewinnen, wenn ein Bedürfnis damit zu befriedigen ist? Schopenhauer verkündigt den Primat des Willens im Selbstbewußtsein; Nietzsche deutet jede Leistung gar als Ausdruck des Willens zur Macht; und politische Lehrer reden den unbeweisbarsten Mythologien das Wort, wenn es gilt, ein Ziel zu erreichen, das einem Volk oder einer Partei gefällt. Das sacrificium intellectus ist uns schon fast zur Gewohnheit geworden. Wir nehmen es fatalistisch hin oder rühmen uns gar dabei, gerade so als moderne Menschen zu handeln. Das Opfer des höheren Organs scheint dem modernen Menschen seltsamerweise aber nur dort der Beachtung würdig, wo die Gemeinschaft gefährdet wird: bei einer Kunst, die im Gemeinen, Absurden und in Verzweiflung schwelgt, bei religiösen Gruppen, die mit starren, aller Milde und Freundlichkeit spottenden Dogmen ein Aergernis geben, bei Staatstheorien, für die der Begriff der Gewalt das oberste Axiom ist. Jeder von uns fühlt sich versucht, auf irgendeinem Gebiet vor solchen Axiomen zu kapitulieren. Der Geist einer Zeit, die vom Untergang magnetisch angezogen scheint und sich gerade dort festhält, wo der Einsturz am unvermeidlichsten droht, verlockt uns dergestalt zum Verrat.

Wie anders ist es, wenn Goethe die Unerbittlichkeit des Denkens preisgibt. Ich erinnere an den Schluß des «Egmont», Orest im Hain der Artemis, an Faust zu Beginn des zweiten Teils. In diesen Szenen nähert sich das Bewußtsein der Zone des Tödlichen, der Sorge, die vor der Zeit den Mord beginnt und die letzten Stunden vergiftet, der Wahrnehmung eines verstörenden Schicksals, der untilgbaren, dämonischen Schuld. Ein Punkt ist erreicht, wo Menschen unserer Tage, wie gebannt von dem Basiliskenblick des Verderbens, die äußersten, sonst verachteten Kräfte des Denkens aufbieten würden, um das Irrsal nach allen Richtungen zu ermessen und dann kopfüber hinabzustürzen — in dem trotzigen Stolz noch, eben so der Wahrheit zu dienen, der Wahrheit, die im übrigen kaum ihre Göttin ist. Goethe aber hält inne, von einer untrüglichen Stimme gewarnt, und gönnt hier seinen Gestalten die Gnade des Schlafs. Sie sinken zurück, sie vergessen die Angst; und wenn sie erwachen, sind sie genesen und fähig, die Dinge wieder freudig zu sehen, der Weisung des Lebens gemäß. Ist dies ein

Mangel an Konsequenz? Gewiß! Doch dieser Mangel erweist sich im Grund als echte Demut, als Bescheidung des endlichen Geistes angesichts des unendlichen, ewigen Seins, das sich nicht selbst verneinen kann, das unablässig schafft und «flutend strömt gesteigerte Gestalten». Geopfert ist nur der Eigensinn, das quälende oder vermessene Trachten; und was sich als Kraft des Denkens aus den Wassern Lethes wieder erhebt, erscheint als Geist in dem ältesten, die Geschichte Europas begründenden Sinn, als Logos, Vernunft, deren Amt es ist, Getrenntes zuverlässig zu einen und eine allgemeingültige, dauerhafte Ordnung der Welt zu errichten. Denn dieser Geist befiehlt dem Menschen, daß er sich als einer unter vielen seinesgleichen betrachte, gebietet Anerkennung des andern als Grundzug wahrer Liberalität; er warnt vor Uebereilung, die immer Befangenheit in sich selber verrät; er lehrt Entsagung und Geduld als Tugenden eines Geschöpfs, das unwiderruflich durch Raum und Zeit begrenzt ist.

Es sind die bekannten Begriffe antiker Ethik, die uns hier wiederbegegnen, wenngleich in einer verwandelten, dem Geist der Neuzeit gemäßen Gestalt. Nicht vor den Göttern, sondern vor dem Nächsten soll sich der Ueberhebliche auf die Grenzen der Menschheit besinnen. Das Maß wird weniger dem zu Taten begeisterten Helden als dem in Träumen und Ahnungen schwelgenden Schwärmer oder verdüsterten Sonderling vorgehalten. Und das Entscheidendste: Wenn die griechisch-römische Ethik auf einer strengen Idee der Notwendigkeit beruht, ist sie bei Goethe vertieft und beseelt von seiner innigen Liebe zum Leben. Das klingt für uns heute fast paradox. Allzu geistreich hat man uns eingeschärft, Moral sei lebensfeindlich. Feindlich ist sie aber nur dem jäh ausbrechenden Lebensdrang, dem Feuer, das in der Leidenschaft einzelner furchtbar aufglüht und wieder erlischt, nachdem es sein Werk der Zerstörung vollbracht hat. Freundlich ist sie der Dauer des Lebens und freundlich der Gemeinschaft der Geschöpfe, die zueinander gehören. Die Tugend als Bürge der menschlichen Welt! Goethe wußte sehr wohl, warum er sich nach den stürmischen Jugendjahren auf diesen schlichten Gedanken der Epoche der Aufklärung und aller humanen Epochen wieder besann. Die Menschheit hat nur so Bestand. Und wer die Menschen und das Leben liebt und ihre Erhaltung verlockender, überschwenglicher Hoffnung vorzieht, der stimmt überzeugt der Tugend zu und schränkt sich ein und bescheidet sich.

Doch Liebe läßt sich nicht gebieten. Und wer das Leben haßt, weil ihm nicht alle Blütenträume reiften, wird schwerlich geneigt sein, die Tugend zu schätzen. Das wissen wir heute, angesichts der vermessenen Forderungen und der gärenden Unrast, nur allzu genau. Goethe scheut sich nicht, den Unbotmäßigen deutlich zur Ordnung zu rufen: mit

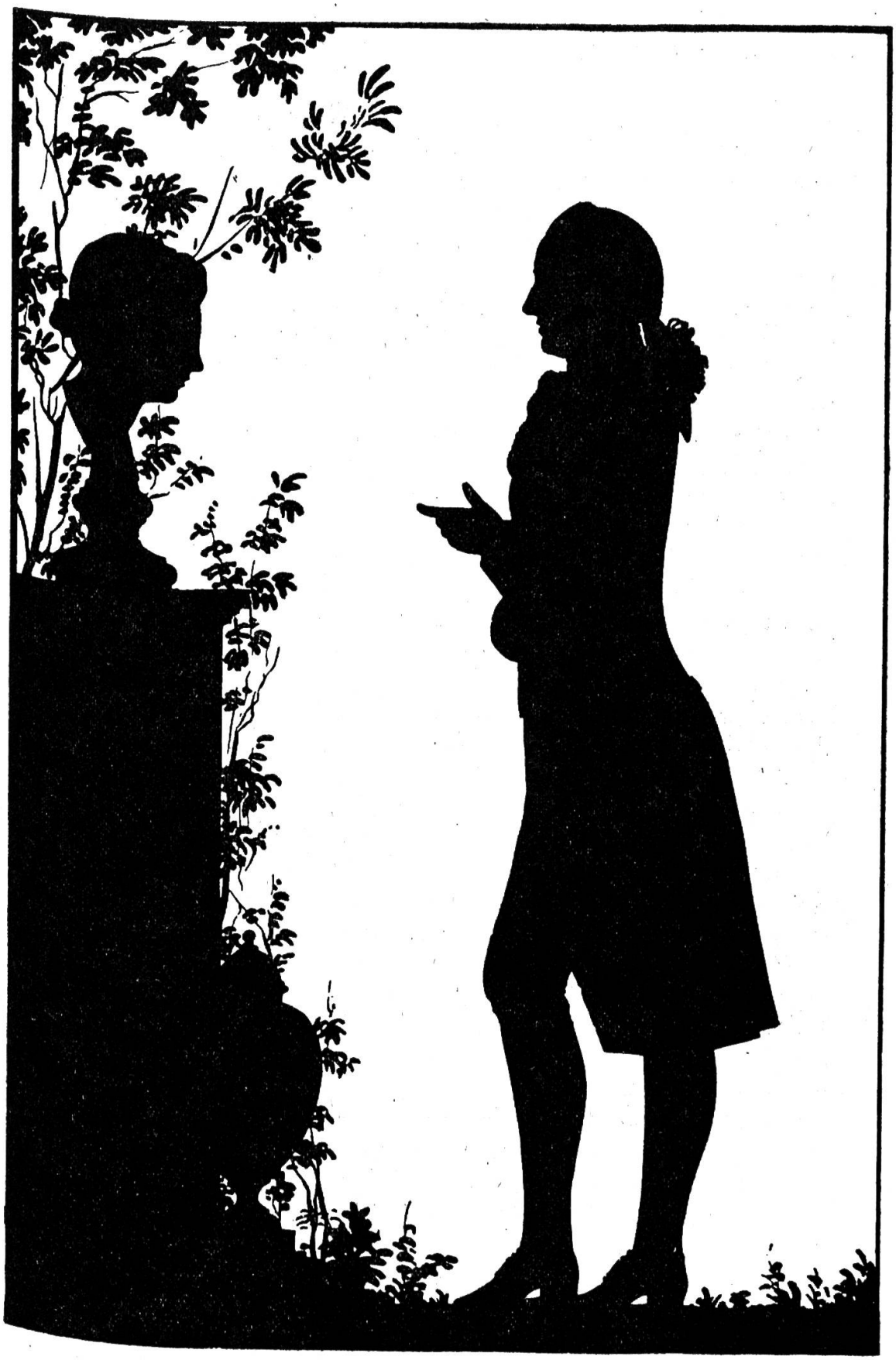
Um 1774

seinem mephistophelischen Spott, der keinen Hypochonder verschont, mit einer erzieherischen Strenge und nötigenfalls wohl auch mit drakonischen Mitteln — aus realistischer Einsicht und guten Gewissens: denn es geht nicht an, daß Anmaßung, Mißmut und törichter Wahn den Gutgesinnten die Erde verleiden. In allen Fragen der lebenerhaltenden Ordnung verstand er keinen Spaß. Das Uebelste schien ihm die Anarchie. Und Anarchie sah er überall dort, wo das Verständnis für das Ganze, die Solidarität der Weltbürger fehlt. Es wäre an der Zeit, zu bedenken, daß sich in Goethe der größte Mensch der neueren Geschichte eingeordnet und dem Leben zuliebe auf seine kühnsten Träume verzichtet hat. Wenn *er* als einzelner so verfuhr, wer hat noch ein Recht auf Eigensinn? Alle Erwartungen der Romantik, die eschatologische Hoffnung Kleists, die politischen Rufe der Extremisten, selbst Hölderlins lautere Prophetie: dies alles ist, zwar nicht gebrochen und nicht erschüttert in seinem für die Menschheit unentbehrlichen Sinn, doch als höchste Devise, in letzter Instanz verpflichtendes Maß widerlegt durch ihn, der alles dies auch in sich trug und ohne Wimpernzucken verschwieg aus Liebe zum Geist, der das Leben bewahrt. —

Vielleicht erscheint nun aber dieses Bild der menschlichen Welt zu sehr als Ergebnis einer Resignation, die keine Begeisterung anfacht und nicht zu freudiger Nachfolge auffordern kann. Doch Goethes tiefste Ueberzeugung ist noch nicht zur Sprache gekommen. Wenn es sich darum handelt, allgemein gültige Sätze über die Menschheit und ihr

Schicksal auszusagen, dann freilich muß sich nüchterner Wahrheitssinn zu solchen Maximen bekennen. Das allgemeingültige Wort indes muß zwar für jeden das letzte sein, der als Politiker oder als Weltmann oder als Organisator mit den Menschen im allgemeinen umgeht und seinesgleichen in Rechnung setzt. Im engeren Bezirk, im kleinen Kreise bietet sich ein ganz anderes Bild. Da zeigt es sich nämlich, daß «der» Mensch keine fest umrissene Größe mit fest umrissenen Eigenschaften, sondern ein wahrhaft unauslotbarer Brunnen schlummernder Möglichkeiten ist. Wir wissen alle darüber Bescheid, auch wenn uns dieses Wissen meist nicht deutlich zur Verfügung steht. Denn jeder von uns war schon gekränkt, wenn ihm ein Freund, ein Mensch, auf dessen Liebe er glaubte zählen zu dürfen, bestimmte Wesenszüge zusprach und rundweg erklärte: So bist du beschaffen! Da fühlen wir, daß uns Unrecht geschieht, wie immer auch unsere Worte und Taten ein solches Urteil bestätigen mögen. Denn wenn uns alle als feste Größe einsetzen und verrechnen dürfen, so sollen die wenigen, die uns lieben und die wir lieben, an uns glauben. Und «glauben» heißt: sie sollen die Zuversicht haben, daß vieles in uns schläft und erwachen kann, was ein Fremder nicht ahnt und was einzig der Glaube zu wecken vermag. In Goethes «Iphigenie auf Tauris» ist diese Kraft des Glaubens von Mensch zu Mensch, das schöpferische Vertrauen, zum erstenmal in der Geschichte der deutschen Dichtung zu Tage getreten, und gleich in höchster, seligster Vollendung. Orest, dem Iphigenie zutraut, daß er den Weg ins Offene finde, ist befreit von den Qualen der Schuld. Thoas, den verhärteten Fürsten, erweicht das ganz von Güte, von Vertrauen gesättigte Abschiedswort; und der als gütig Angesprochene kann nicht anders als gütig sein und findet das wunderbare «Lebt wohl!», das seither unvergeßlich, tröstlich dem armen Geschlecht der Sterblichen auf seinen verworrenen Pfaden hilft.

Wer einmal von dem Geist der «Iphigenie auf Tauris» berührt worden ist, den kann das heute geläufige Urteil über den Menschen, wie er in Goethes Werk erscheint, nicht mehr beirren. Auch hier behauptet man, Goethe weiche dem Nächtigen und Abgründigen aus; er sei geneigt zu beschönigen, und habe deshalb einem von den Dämonen der Angst, des Grauens und Zweifels verstörten und von den Gewittern des Schicksals erschreckten Geschlecht nichts mehr zu sagen. Die Wirklichkeit sei anders als die milde Goethesche Poesie. Freilich ist sie anders! Wer wollte es leugnen? Wir alle sind Zeugen der ungeheuersten Katastrophen gewesen. Seit «Tasso» und «Iphigenie» gibt es aber in Goethes Dichtung — das Verhängnis im häuslichen Raum der «Wahlverwandtschaften» ausgenommen — keine entsetzlichen Katastrophen mehr. Wir alle haben, mehr als unsere Väter, das Radikale-Böse im menschlichen Herzen aufbrechen sehen oder am eigenen



Um 1780

Leibe verspürt. Goethe hat überhaupt nie einen erklärten Bösewicht dargestellt. Schon im «Clavigo» erfindet er eine neue Art des Trauerspiels, die des elenden Schurken entbehren kann; und in der «Natürlichen Tochter» verwandelt sich der Geistliche, der als tückischer Intrigant auftreten sollte, unversehens in einen Tröster von wahrhaft evangelischer Güte. Sogar der Teufel im «Faust» entpuppt sich mehr und mehr als Gottes Knecht und wirkt, wo er böse handelt, oft komisch-hilflos, im übrigen aber behäglich — «es muß auch solche Käuze geben». Und sonst? Eugenie, Natalie, Hermann und Dorothea, Euphrosyne, Epimetheus, Helena, Faust — mit jedem Namen wird eine Welt von Adel und Schönheit und Größe heraufbeschworen und weht es uns an wie reinste Luft aus Zonen durchsichtiger Klarheit. Dagegen empört sich moderne Skepsis, der Trotz und das Unglück unserer Zeit. Goethe aber hat sich ebenso gegen die Dichter jenes Schlags empört, die heute im Vordergrund stehen. Schon Iphigenie tadelt die Sänger der Vorzeit, die den Fehler des Tantalus nicht genug aufbauschen können. Erichtho im «Faust» verwahrt sich gegen die «leidigen Dichter», die kein Ende in abscheulichen Bildern finden. Und in der «Novelle» wiederholt sich derselbe Protest im kleinsten Format, dort, wo davon die Rede ist, daß man Löwen und Tiger dem Publikum als fletschende Ungeheuer male.

Es geht hier keineswegs um die Frage, wer die Wirklichkeit richtiger schildere. Es geht aber auch nicht um das Problem, ob es geboten sei, daß die Kunst jenseits des wirklichen Lebens eine Welt des schönen Scheins aufbaue. Von l'art pour l'art ist nicht die Rede. Sondern Goethe nennt es lieblos und in höherem Sinn unmenschlich, dem Menschen, wie er ist, den Spiegel seiner Gebrechlichkeit vorzuhalten, da eben dies den Menschen nur in seiner Gebrechlichkeit befestigt und ihn allmählich überzeugt, daß Qual und Schmach sein Schicksal seien. Wer einsieht, daß der Mensch im Grunde seines Wesens Möglichkeit ist, ein bildsamer Ton in den Händen des Nächsten, daß jedes ausgesprochene Wort die schlafenden Kräfte zu wecken oder die Seele einzuschüchtern und im Argen festzubannen vermag, der wird als Künstler, seiner ungeheuren Verantwortung bewußt, Gestalten schaffen, die unsere Ahnung gerade noch als wahr und unsere Liebe als Vollendung der liebenswürdigsten Menschlichkeit erkennt.

Freilich, wie Iphigeniens schöpferischer Glaube nur im kleinsten Kreis zu wirken und menschliche Gebrechen zu heilen und zu sühnen vermag, so bringen auch Goethes reine Worte nur in intimer Stille Segen. Von weltumspannender Organisation des Wahren, Guten und Schönen, wie man sie heute so eifrig und zweifellos mit dem besten Willen betreibt, hätte er sich nicht viel oder jedenfalls nichts Entscheidendes versprochen. Mit solchen Mitteln kann man vielleicht die

materielle Not beheben; und dies zu tun, wo immer sich eine Gelegenheit bietet, ist einfache Pflicht. Dann aber hebt erst das andere an: Erweckung und Bildung des höheren Geschöpfs. Dies ist nur möglich von Mensch zu Mensch, in einer echten Begegnung der Herzen, die nie herbeigeführt oder irgendwie künstlich gefördert werden kann, die wir, wie alles, was wesentlich ist, der Gunst des Augenblicks, der Gnade, dem Zufall überlassen müssen.

Im «Tasso» lesen wir die Verse:

«Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.»

Im Sinne dieser Verse hat der ältere Goethe gelebt und geschaffen. Sein Werk bewegt die Massen nicht. Er ist kein Führer und kein Prophet, dem Ungezählte begeistert folgen. Er wendet sich immer nur an Freunde, innig und mit sanfter Gewalt. In dieser Welt der Freunde aber, die ohne Kirche und Ordensregel, in heiterer, gesitteter, herzlicher Freiheit auf der Erde wohnen, von Goethes Geist belebt, beglückt, in diesem innigen Bereich erfüllt sich, unauffällig, still, die große Hoffnung seiner Jugend, erscheint der reine, aus den Tiefen des Ursprungs wiedergeborene Mensch, bald deutlicher, bald trüber, nach Maßen der Ehrfurcht und der Liebe zu Goethe, deren jeder fähig ist.

«Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei;
Allein die Guten bringen sie zurück.
Und soll ich dir gestehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und teilen den Genuß der schönen Welt.»

Der Ungenügsame, der von paradiesischer Wonne der Urzeit träumt und ein Gottesreich auf Erden begehrt, mag solche Erfüllung freilich verschmähen. Wer aber das Mögliche ruhig prüft und dennoch auf die höchste menschliche Würde und ein zartes Glück der Seele nicht verzichten will, wird nichts entbehren, wenn er sich der Weisheit Goethes fügt, im Handeln, im Sprechen und Schaffen nach Vermögen die lebenswerten Güter pflegt und, schenkend und beschenkt von den wenigen, die ihm nahestehen, einige Knospen des Schönen zur Blüte entfaltet.